



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*\*\*, Adolphine: Ein Blick in die geselligen Regionen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Blick in die geselligen Regionen.

Von Adolphine \*\*\*.

MUSEUM

Unser geselliges Leben gleicht einem Polypen, auf dessen Oberfläche es wimmelt, dessen eigentlicher Körper aber noch in Einer Masse unzertrennlich festgewachsen ist. Von freier Bewegung der einzelnen Glieder in einer harmonischen Einheit ist keine Rede. Wir haben kaum einen Begriff von Geselligkeit, vielweniger entsprechen unsere tastenden Versuche ihrem eigentlichen Zwecke. Die Mehrzahl naht dem geselligen Kreise, wie man ins Theater geht, immer in der Erwartung, den Vorhang vor sich aufrollen zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie selbst auf der Bühne steht. Wer keine Rolle spielen kann, will wenigstens als Publikum unterhalten sein; während doch nur unsere einzige Aufgabe die ist, eine Rolle zu übernehmen, wenn auch nur die, sich selbst zu spielen.

Man ist bisweilen versucht, zu glauben, Wirth und Gäste brächten sich gegenseitig Opfer und entledigten sich durch Geben und Nehmen einer schweren, nicht zu umgehenden Pflicht.

Versezen wir uns einmal in die geselligen Regionen, und sehen wir, ob wir nicht Bälle, Concerte, Theater, Es- und Trinkgesellschaften in jeder Gestalt und Variation haben, aber kein geselliges Leben.

Wir haben Vereine, in denen der Einzelne etwas vorträgt. Hier ist wieder das Uebergewicht des Publikums. Wir haben Gesellschaften, in denen nur getanzt wird; eine Unterhaltung, die wie die Musik in unseren Tagen, in Ermanglung eines Neuen, und Verwerfung des Alten, Zeit und Raum über Gebühr auszufüllen bestimmt scheint.

In gleicher Kategorie stehen die Zirkel, in denen noch immer die Gesellschaftsspiele, sogenannte jeux d'esprit, bei denen der Kluge dumm und der Dumme klug scheinen kann, die alleinige Unterhaltung ausmachen. In diesen Regionen finden die Männer von 16 und 17 mitunter noch ihre Rechnung.

Wir treffen sogar noch Damenzirkel von 20—30 Damen, die, unzertrennlich um dem Theetisch gereiht, ihre drei Stunden mit Stoicismus aushalten, wenn sie auch vor Anstrengung, die Züge in angemessener Form zu halten, zuweilen mit Gesichtschmerzen heimkehren. Die Zeit der Frau Vasen ist vorüber, aber auch hier zeigt sich das Merkmal des Uebergangs: Haltlosigkeit, Leere. Man raisonnirt nicht mehr *con amore* nach dem alten Styl, aber das Raisonnement nach dem neuen bietet noch unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wir haben Herrenklubs, in denen viel geraucht, viel gespielt, viel gelesen und kaum etwas gesprochen wird. Oder Trinkgelage, die jeder geistigen Regung entbehren, oder auch Zusammenkünfte genialer Geister, die in Ermanglung eines befriedigenderen Strebens im häuslichen oder geselligen Kreise sich einer zügellosen Ungebundenheit überlassen und nicht selten die Blüthe im Keim ersticken. Alle einer Anregung und eines belebenden Verkehrs bedürftige junge Leute finden so wenig Genüge im geselligen Verkehr, daß oft die schönsten Anlagen eine schädliche Richtung nehmen müssen.

Wir haben zahllose Musikvereine und die Musik gewinnt immer mehr eine solche Uebermacht, sie verdrängt so sehr jede andere unterhaltende Beschäftigung, oder vielmehr sie füllt den leeren Raum so gewaltig aus, daß der Unmusikalische bald keinen Raum und keine Geltung mehr findet.

Es wäre thöricht, den wohlthätigen Einfluß der Musik nicht erkennen zu wollen, aber die Musik als Alleinherrscherin ist ein echtes Charakterzeichen für unsere energielose, niedergedrückte, verflachte Zeit, in der jede gewaltigere Seelenthätigkeit erlahmt ist; sie lullt uns völlig ein und erschläft, was sich noch von bewegender Kraft in uns regt.

Wir bemühen uns so sehr, das inhaltlose poetische Getändel zu verbannen, vermöchten wir doch auch das musikalische in die gehörigen Schranken zu verweisen, und die überstiegene Fluth in ihr natürliches Bett zurück zu leiten. Poesie und Musik sollen erheben, nicht ermüden.

Wir haben auch Herrn- und Damengesellschaften, die es verschmähen, sich auf die bisherige Weise zu unterhalten; unter diesen zeichnen sich vor allen diejenigen aus, in denen gar Nichts getrieben wird. Die Unterhaltung besteht hier aus lauter — Unterhaltung, wie — man erlaube für Triviales einen trivialen Vergleich — wie die Gegend von Berlin aus lauter Gegend besteht. Man affectirt hier den Hoston, man erscheint spät, en grande tenue, Nichts hebt sich hervor, Nichts fällt auf, man ist hier durchaus vornehm, und Nichts als vornehm. Nichts fehlt diesen Zirkeln, um ganz ihrem Original zu entsprechen, als gerade das Bezeichnende, jener feine Reiz, der so ephemere die Sinne berührt, daß es vergebens sein würde, die Art desselben zu definiren.

In dergleichen Gesellschaften sind auch die nun allerwärts in Deutschland einheimischen Engländer, und bilden hier den Mittelpunkt, wenn nicht der Unterhaltung, doch der Aufmerksamkeit. Sie bringen ihre Sitten mit in unser Land und wir schämen uns vor ihnen der unsren; wir richten uns schnell nach dem, was wir bei ihnen sehen; denn wir Deutschen lassen uns nicht nur in fremden Häusern Geseze vorschreiben. Kein „deutscher Tölpel“ und keine Tölpelin will sich in der verrufenen Eigenthümlichkeit zeigen, sie ahmen daher lieber einem noch Ungraziöseren nach, als daß sie den Versuch wagten, nach eigenem Takt gehen zu lernen. Wir geben uns viel Mühe, fremde Sprachen zu erlernen, hauptsächlich, weil wir nicht einmal im eigenen Lande mit der unsern durchkommen würden. Die Franzosen reden uns in ihrer Sprache an, weil sie diese bei uns voraussetzen; die Engländer reden uns gar nicht an, weil sie gar Nichts bei uns voraussetzen. Erstere ignoriren uns nur, letztere aber unterdrücken uns.

John Bull, der in seiner Heimath die erbärmlichste Rolle spielt, gibt bei uns den Ton an und trifft die sorglichste Auswahl unter uns Barbaren. Wenn er aber begünstigt, dessen Verträge gelten, England hat sie ratificirt. Und dennoch lernen wir niemals selbständig auf- und entgegenzutreten. Es gibt wenig napoleonische Gemüther unter uns, sonst trachteten wir eher eine Continentsperre bis auf die ambulanten Repräsentanten der Nation auszudehnen, statt uns im eigenen Hause verachten zu lassen.

So lange sich unser Aneignungstrieb nicht weiter erstreckt, als auf das Bestreben, das Nützliche von Anderen an- und aufzunehmen, können wir nur gewinnen.

Aber leider zeigt sich im geselligen Leben die Affennatur am stärksten: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben wir glücklich abgeguckt,“ aber Genie und Geist des geselligen Verkehrs haben wir noch nicht begriffen.

In großen Städten, zumal in Paris und London, mit ihrem ungeheuren Reichthum, da sind unzählige Mittel zur Unterhaltung in Gesellschaft geboten. Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen, Bücher, Merkwürdigkeiten aller Art, Altes und Neues, Antikes und Modernes aller Wissenschaften und Künste sind wie umhergestreut und dienen zur Anregung, zur Aufheiterung; man sucht eine Welt im Kleinen um sich zu verbreiten, und wie in einem Panorama das Entfernteste nahe zu rücken, durch die Kunst die Natur erhöht, durch die Natur die Kunst belebt zu sehen. Das ist die große Aufgabe der Gesellschaft, von der wir Deutschen kaum einen Begriff haben, weil wir sie nur im Geiste sehen; und dennoch wären wir in unsrer universellen Natur gerade am geeignetsten, diese Aufgaben zu lösen, wenn wir nicht durch äußere Hemmnisse, durch Mittellosigkeit, Vorurtheil und Befangenheit und, wie in Allem, durch Mangel an Energie um den schönsten Reiz des Lebens gebracht wären.

Die noch immer grelle Geschiedenheit der Stände, der Druck der Verhältnisse, die das ganze Dasein umfassen, in Alles störend und niederbeugend eingreifen und Vorurtheil, ängstliche Besorgniß, Kleinmuth und Berechnung in jeden Verkehr bringen, zeigen uns den Egoismus im grellsten Lichte, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, steht der Deutsche moralisch niedriger, als der Franzose.

So ist denn Alles der großen politisch-socialen Zeitfrage verfallen, und wir können auch für die Geselligkeit keine völlig erspriessliche Wendung erwarten, bis sie befriedigend gelöst ist.

Vor Jahren versuchte man in manchen Städten eine liberalere Art, die Gesellschaft zu beleben. Man benutzte hierzu die Talente der Künstler und deren geniales und joviales Wesen. Aber bald erkannten diese, daß sie sich gleichsam zum Hanswurst, oder doch Schauspieler hergaben. Die aristokratische Welt ließ sich wohl einmal gnä-

digst herab, sich zu amüsiren, aber sie selbst hielt sich in gemessener Ferne. Die Menge folgte dem Beispiel aus Unselbstständigkeit oder aus Ungeschick, das ganze Treiben war zu neu, die Menschen einander zu fremd, hie und da die Kunst selbst noch in keinem Credit, so zerfielen die Versuche.

Wahre Geselligkeit kann nur im ungezwungenen Verkehr beider Geschlechter stattfinden. Allein auch hier treffen wir auf Mißbestand und Schwierigkeiten. Durch die bisherige große Trennung beider Geschlechter fühlen sich diese, theils noch zu befangen einander gegenüber, theils finden sie kein Interesse oder keine Beziehungen in der Unterhaltung gemischter Gesellschaften; ein großer Theil, selbst der gebildeteren Klasse, ist noch zu fremd mit den Ideen der Zeit, zu entfernt von den Mitteln, die als Grundlage einer guten Unterhaltung erforderlich sind.

Wir sind mitunter noch so weit zurück, daß wir nicht einmal zu disputiren vermögen, ohne Gefahr, persönlich und persönlich beleidigend zu werden.

Wie Wenige vermögen die Sache von der Person zu trennen. Meistens glaubt man sich selbst angegriffen, und Eitle werden sogar schon durch die bloße Meinungsverschiedenheit beleidigt. Viele, oft die Begabtesten, sind ohne alle gesellige Verbindungen und eben darum aller Mittel beraubt, ihre geselligen Talente auszubilden, hauptsächlich aber ist im Allgemeinen der Mangel gemischter Gesellschaft fühlbar. Der weibliche Theil, wenn nicht wirklich gehemmt durch häusliche Verhältnisse, ist doch oft zu gleichgiltig für Bestrebungen und Interessen, die ihn nicht unmittelbar selbst berühren, um sich einem belebteren Gedankenaustausch hinzugeben. Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Vorurtheile und die Unduldsamkeit des weiblichen Geschlechts das mächtigste Hinderniß einer harmonischen, freien, ungezwungeneren und genußreicheren Geselligkeit sind, obgleich diese Unduldsamkeit wieder eine natürliche Folge von dessen eigenthümlicher Stellung ist, die mit der des Spielers identisch, dessen Gewinn nur auf den Verlust des Anderen gebaut werden kann. Ferner sind viele junge Männer zu bequem, sich einen leichten Zwang anzuthun, und ziehen daher die ungebundenere Unterhaltung unter Ihresgleichen — nur allzuhäufig im Gasthaus — vor.

Im Hause, in der Familie, ist noch wenig Sinn für eine intel-

lektuelle Regsamkeit, der ganze Zuschnitt noch zu sehr nach veralteten Ansichten, nach überflüssig gewordenen Bedürfnissen; die Frauen und Töchter aus mancherlei Ursachen, oft nur aus Gewohnheit zu profaisch gestimmt, das gesellige Leben zu selten, zu unzugänglich, zu steif und todt; so flüchtet denn der geniale Trieb, dem nirgends Anlehnung, dem nirgends Aufmunterung wird, dahin, wo er Sympathie und Nahrung findet, schüttelt die hemmende Prosa ab und beraubt sich und die Gesellschaft des höheren Genusses, der Beiden im harmonischen Austausch geworden wäre. Aber wenn wir die Jugend, die doch noch ein hohes Interesse für einander, wie überhaupt offenen Sinn fürs Leben hat, wenn selbst diese hier nur unbefriedigt sich gegenüber steht, was ist da für ältere Personen zu erwarten?

Blicken wir einmal recht tief in die Prosa des geselligen Verkehrs, oder doch in die seltsame Auffassung desselben. Wenn eine noch junge Frau, wenn auch halb scherzweise, sagen kann: „Gehet ihr Mädchen in Gottes Namen in Gesellschaft, ich habe meinen Mann!“ wenn der noch junge und lebensfrohe Mann sagt: „Was soll ich da und dort thun, ich bin ja verheirathet,“ dann freilich, wenn das Freien, oder höchstens Kurmachen der Zweck und Ausgang alles geselligen Verkehrs beider Geschlechter ist, dann gibt es für Verheirathete, für Ältere schicklicher Weise gar keinen solchen. Und es ist wirklich so, wo Liebe und Eitelkeit keine Nahrung sucht, gibt es hier nur inhaltlose Erscheinungen.

Aber die Liebe hat aufgehört, allein berechtigtes Element zu sein, die Thätigkeit der Seele erstreckt sich auch auf andere Gebiete. Wie wir sie in keinem Roman mehr allein herrschend finden, ja wie mit aus diesem Grund der Roman selbst immer mehr verdrängt wird, wie im Drama andere Ziel- und Ausgangspunkte hervortreten, so im ganzen Leben; und hier zeigt uns die Dichtung nur, was sich in der Wirklichkeit längst ohne unser Wissen vorbereitet, ohne daß der Liebe, auch im engeren Sinne, ein erster Rang, das Ansehen des belebendsten Prinzips entzogen ist, wenn ihr das Absorbiren aller Bewegungen nach einer Seite des Lebens hin geraubt, und der Seele ein universelleres Streben eingeräumt wird.

Wollten wir doch in Bezug auf gesellige Vereinigung anfangen, von allen Seiten Concessionen zu machen; wollte doch der Mann

hier nicht länger äußere Vorzüge über Alles schätzen; wollte doch die Frau nicht nur nach Triumpfen ausgehen, und beide ein freundschaftliches Verhältniß ohne Nebeninteressen und Nebenabsichten möglich machen.

Wollte die begünstigte und unbegünstigte Welt etwas mehr freien Geist und freiere Bewegung eindringen lassen, und die ungebundene etwas mehr conventionelle Tugenden üben.

*[The following text is a faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page, appearing upside down. It is largely illegible due to its low contrast and orientation.]*